Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 36 (1956-1957)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER-RUNDSCHAU

Redaktion: Dr. F. Rieter

Militaria

Die Luftschlacht um England

Die Luftschlacht um England gehört der Vergangenheit an, und doch spielt sie noch bis in unsere Gegenwart hinein. Damals wurde der erste Versuch der Geschichte unternommen, den Willen des Gegners ausschließlich mit dem Mittel der Luftwaffe zu beugen, das heißt den selbständigen Luftkrieg in den Dienst der Politik zu stellen. Es war — wie gesagt — ein Versuch, wobei aber das Lehrgeld nicht vom Schüler, sondern vom Meister bezahlt wurde. Der Schüler, und dies sind die Alliierten, erkannte die Stärken und Schwächen einer solchen Luftkriegführung und übernahm in der Folge gewisse Doktrinen der Einsatzführung und technischen Elemente. Sie haben auch heute noch Gültigkeit.

In der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit wurde die Bedeutung der Luftschlacht für das Geschehen im zweiten Weltkrieg im allgemeinen darin gesehen, daß die Jagdwaffe der RAF durch ihr erfolgreiches Operieren die deutsche Luftwaffe daran gehindert habe, über England die Luftherrschaft zu erringen; dies wieder hätte es der deutschen Wehrmacht unmöglich gemacht, auf der britischen Hauptinsel eine Großlandung durchzuführen. Deutschland hätte deshalb die Entscheidung im Krieg anderswo suchen müssen und habe sich im Zuge dieser Entwicklung gegen die Sowjetunion gewandt. Das andauernde Engagement in Rußland habe es Großbritannien ermöglicht, eine strategische Bomberstreitmacht aufzubauen, die das Fundament für die spätere Landung der Angloamerikaner in Europa und zur schließlichen Niederringung Deutschlands gebildet hätte. Eine taktische Luftwaffe (und damit ist die britische RAF gemeint) habe also indirekt einen kriegsentscheidenden Erfolg errungen.

Es ist der außerordentlich gründlichen Arbeit von Dr. *Theo Weber*, des Mitarbeiters der Zeitschrift *Flugwehr und -Technik*, zuzuschreiben, daß diese Ansicht als falsch bezeichnet wurde. Auf Grund eines umfangreichen Quellenmaterials studierte er sowohl den Einsatz der deutschen Luftwaffe als auch den der RAF, so daß an seinem objektiven Urteil nicht zu zweifeln ist[1]).

Die deutsche Luftwaffe erhielt 1940 den Befehl, die britische Luftverteidigung niederzukämpfen, was durch Zerschlagung der Jagdkräfte der RAF in der Luft und am Boden zu geschehen hatte. Diese Aufgabe bedeutete die Unterstützung der Vorbereitungen von Marine und Heer für eine allfällige Landung in England von seiten der Luftwaffe. Ohne seinen Fliegerstreitkräften Gelegenheit zu geben, sie bis zur Erreichung des Zieles zu verfolgen, änderte Göring Anfang September den Operationsbefehl dahin ab, daß mit sofortiger Wirkung mit der Führung des selbständigen Luftkrieges zu großstrategischen Zwecken gegen England begonnen werden sollte, um auf diesem Weg Großbritannien kapitulationsreif zu machen. Das war ein grundlegender Fehler, denn die deutsche Luftwaffe wäre — nach Weber — in der Lage gewesen (sofern sie beharrlich am erstgenannten Operationsziel festgehalten hätte), die britische Jagdwaffe vollständig niederzukämpfen. Es ist daher unrichtig, aus der Tatsache, daß die deutsche Landung in England nicht erfolgte, auf ein Mißlingen der deutschen Bemühungen zur Erringung der Luftherrschaft zu schließen.

Im Luftkrieg ist normalerweise der Angreifer im Vorteil. In der Luftschlacht um England erreichte aber die Abwehr eine solche Schlagkraft und Leistungsfähigkeit, wie sie in der Geschichte des Luftkrieges bis heute einzig dasteht und vermutlich nie mehr erreicht werden dürfte. Sie war schlechterdings optimal, und dies führte dazu, daß — und dies ist

ein weiteres Prärogativum der Luftschlacht um England — in der Geschichte des Luftkrieges die Verteidigung zum erstenmal ein eindeutiges Übergewicht über den Angriff erzielte. Daß sich ein solches Resultat im Zeitalter der Fernlenkwaffen und der Kernspaltungs- bzw. Thermonuklearbomben noch einmal erreichen läßt, ist zur Zeit nicht viel mehr als ein Wunschtraum der Spezialisten der Luftabwehr.

Ernst Wetter

---

[1]) Theo Weber: Die Luftschlacht um England, mit Illustrationen und Tabellen. Verlag Flugwehr und -Technik, Huber & Co., Frauenfeld 1956.

Verlorene Siege

Nachdem bekannt geworden war, daß die Idee des «Sichelschnittes», wie Churchill den Panzerstoß genannt hat, den das deutsche Heer 1940 — entgegen allen Erwartungen der französischen Heeresleitung — durch die Ardennen machte und zur Niederlage der Westmächte auf dem Festlande führte, von Manstein stammte, nachdem Manstein unter schwierigsten Verhältnissen und gegen eine vielfache Übermacht die Krim eroberte und Sewastopol zu Fall gebracht hatte, mußte auch vom Gegner erkannt werden, daß dieser Mann der beste operative Kopf der deutschen Armee sei. Diese Auffassung wurde bestätigt, als es ihm — nach der Tragödie von Stalingrad — durch die Siege am Donez und bei Charkow gelang, die drohende Abschnürung und Einkesselung des Südflügels der deutschen Armee zu verhindern. Mit Spannung erwartete man eine Darstellung Mansteins, in der er dieses Geschehen schildern würde. Heute liegt sie als die bis dahin wertvollste Darstellung von Seiten deutscher Generale vor[1]).

Vorerst liegt ihr Wert in der Klarheit der Darstellung kompliziertester operativer Zusammenhänge. Dies ist nur möglich, weil die Relation zwischen Kraft, Raum und Zeit als wesentliche Grundlage der gefaßten Entschlüsse herausgearbeitet ist, dies ex nunc et ex tunc. Da es sich um die Zusammenhänge auf höchster Ebene handelt, ist es wertvoll, beim Studium dieses Werkes zwei andere Darstellungen beizuziehen, nämlich: *v. Tippelskirch:* «Geschichte des zweiten Weltkrieges» und *Feuchter:* «Geschichte des Luftkrieges»[2]). Daß Manstein früher oder später mit Hitler zusammenstoßen mußte, lag auf der Hand. Hitler war durch die Art der Ausübung des militärischen Oberbefehls zum größten Feind der Wehrmacht geworden. Wenn Manstein sogar in der Analyse Hitlers — voll Abscheu gegen das von diesem Mann eingeführte politische System — sachlich bleibt, entspricht dies dem hohen Maß von Ruhe und Selbstdisziplin, welche den Feldmarschall in jeder Lage auszeichnen.

«Im ganzen gesehen fehlt ihm (Hitler) eben doch das auf Erfahrung beruhende militärische Können, das seine ‚Intuition' nun einmal nicht ersetzen konnte... Er ermangelte des Verständnisses für das Verhältnis, in dem jede operative Zielsetzung und die sich aus ihr ergebende Weiträumigkeit einer Operation zu dem Zeit- und Kraftbedarf stehen müssen... Wie auf politischem Gebiet — jedenfalls nach seinen Erfolgen im Jahre 1938 —, so fehlte Hitler auch auf militärischem Gebiet *das Maß* für das Erreichbare.» Wenn Hitler der Maßstab für die letzte Zielsetzung fehlte und wenn dazu die Sprunghaftigkeit seines Geistes politische, wirtschaftliche und militärische Ziele vermengen ließ, mußte es zur Katastrophe kommen, sobald der Gegner nach erstem Versagen gegenüber Bluff, sich auffing und über genügend eigene Kräfte verfügte. «So sicher die Strategie die Dienerin der politischen Führung zu sein hat, so darf doch diese das strategische Ziel jedes Krieges, die feindliche Widerstandskraft zu brechen nicht in dem Maße außer acht lassen, wie dies bei Hitlers operativer Zielsetzung der Fall gewesen ist. Erst der Sieg machte den Weg zum Erreichen politischer und wirtschaftlicher Ziele frei...» «Damit komme ich zu dem wohl entscheidenden Faktor, der Hitlers Führung bestimmte: Die Überschätzung der Macht des *Willens. Seines* Willens, der sich nur bis zum jüngsten Grenadier in die Gläubigkeit umzusetzen hätte, um die Richtigkeit seiner Entscheidungen zu bestätigen, den Erfolg seiner Befehle sicherzustellen...» Die folgenden Worte bringen besten Gehalt militärischer Führererziehung, zugleich Mahnung vor der Hybris, der Besessenheit auf das Ich

des Diktators: «Starker Wille ist für den Feldherrn selbstverständlich eine der wesentlichen Voraussetzungen des Sieges. So manche Schlacht ist verloren gegangen, so mancher Erfolg verschenkt worden, weil bei dem Führer im entscheidenden Augenblick der Wille erlahmte. Der Wille eines Feldherrn zum Sieg, der dessen Seele stark macht, schwere Krisen durchzustehen, ist aber etwas anderes, als es der Wille Hitlers war, der letzten Endes dem Glauben an seine ‚Sendung' entsprang. Ein solcher Glaube führt unweigerlich zu Starrheit, wie zu der Meinung, daß der eigene Wille selbst über die Grenzen, die die harte Wirklichkeit vor ihm aufrichtet, hinausgreifen könne.» Wir kennen die Grundlagen dieser Analyse: Etwa der fanatische Gedanke, den Hitler im Herbst 1942 Manstein gegenüber äußerte, mit einer Heeresgruppe über den Kaukasus nach dem Nahen Osten und darüber hinaus nach Indien vorstoßen zu wollen; die Zersplitterung der Kräfte im Vorstoß zu gleicher Zeit in den Kaukasus und auf Stalingrad; die Auswirkungen des von Hitler immer stärker betonten Grundsatzes des «Haltens um jeden Preis» im Osten in den Jahren 1943/44. Diese Geistesverfassung führte auch zu einer Regelung der Kommandoverhältnisse, die weder den Grundsätzen klarer Verantwortung und Kompetenz, noch jenen menschlichen Respektes vor seinen Mitarbeitern entsprechen konnten. Sie kam zum Ausdruck in der Bestimmung direkt dem OKW (Oberkommando der Wehrmacht) unterstellter Kriegsschauplätze, auf denen das OKH (Oberkommando des Heeres) nichts zu sagen hatte. Damit war die Aufsplitterung der Landkriegsführung eingeleitet. Ein Gegeneinander von Wehrmachtsführungsstab und Generalstab des Heeres war damit unvermeidlich. Schließlich griff Hitler zu Einzelanordnungen in die Führung nicht direkt unterstellter Kommandostellen. Nicht ohne Stolz darf Manstein als hervorragender militärischer Lehrer darauf hinweisen, daß von jeher eine besondere Stärke der deutschen militärischen Führung darin lag, die Verantwortungsfreude, die Selbständigkeit, die Initiative aller Grade zu fördern. Mit der Einführung von Grundsätzen und Lebensformen der nationalsozialistischen Parteipolitik in das Heer, wurde bestes geistiges Gut in Heer und Volk zerstört, denn dieses System hat die Macht der Gewalt über die des Geistes gestellt. Manstein hat schon in seiner Studie zur Führung der Operation im Westen 1940 — welche er ohne Auftrag als private Studie verfaßt hatte — bewiesen, daß durch Zusammenfassung der Kräfte auf den wesentlichen Punkt Erfolg und spätere Operationsfreiheit am besten gewahrt werden. Daß diese Strategie zum Erfolg führte, bewies er auch später. In seinem Bereiche mögliche Siege gingen verloren, immer dann, wenn Hitler nicht den Mut zum ganzen Entschluß hatte. Das mag paradox erscheinen. Die Erklärung gibt der Verfasser der «Verlorenen Siege» einfach und klar. «Dies Ausweichen vor dem Risiko auf militärischem Gebiet mag dreierlei Gründe gehabt haben. Einmal das uneingestandene Gefühl Hitlers, daß ihm das militärische Können fehle, gegebenenfalls mit einem solchen Risiko fertig zu werden. Was er sich in seinem Innern aber nicht selbst zutrauen mochte, das traute er noch weniger seinen Generalen zu. Zum zweiten, die Besorgnis, die jeder Diktator hegen muß, daß etwa eintretende Fehlschläge sein Prestige erschüttern könnten. Wobei im Enderfolg durch *die so unvermeidlich* entstehenden militärischen Fehler ein um so größerer Prestigeverlust herauszukommen pflegt. Drittens: Hitlers in seinem Machttrieb wurzelnde Abneigung, irgend etwas, von dem er einmal Besitz ergriffen hatte, aufzugeben.» Damit stand Hitler in seinem Innersten auch soldatischem Wesen, und Führen fern. «Ebenso wie das Gebahren seiner Partei mit preußischem Wesen auf das sie sich so gerne berief, nichts zu tun hatte», stand es mit der Person Hitlers.

In Deutschland äußerten sich im Zusammenhang mit dem zu besprechenden Werke Stimmen der Kritik an dem Verhalten Mansteins als Kommandeur der «Heeresgruppenkommando Don» gegenüber der in Stalingrad eingeschlossenen 6. Armee. (Z. B. *Wieder:* «Stalingrad in Mansteins Erinnerungen», Frankfurter Monatshefte Nr. 5, 1956. — *Griebel:* «Stalingrad», «Gegenwart» Nr. 18, 1956.) Im wesentlichen geht diese Kritik dahin, Manstein hätte die 6. Armee geopfert, um die Rücknahme der Heeresgruppe A zu ermöglichen. Darin liege ein menschliches Versagen. Dieser Vorwurf ist nicht haltbar. Als bei der Heeresgruppe v. Manstein ein oder zwei Tage nach Übernahme des Kommandos durch Feldmarschall v. Manstein (am 21. November 1942) die Kopie des Funkspruches der 6. Armee an Hitler eintraf, in welcher der Ausbruch der 6. Armee nach Südwesten als unumgänglich

dargestellt wurde, teilte der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don diese Auffassung. Am 24. November beurteilte er die Lage wie folgt: «Für das Ob. Kdo. d. H. Gruppe müsse auf jeden Fall die Befreiung der 6. Armee die erste Aufgabe sein. Einmal weil es sich um das Schicksal von 200 000 deutschen Soldaten handelte. Zum andern, weil ohne die Erhaltung und Befreiung der Armee kaum daran zu denken sein würde, die Lage am Südflügel der Ostfront wieder herzustellen. Daß die Armee auf keinen Fall — auch wenn es gelingen würde, durch einen Entsatzvorstoß die Verbindung zu ihr wieder herzustellen — bei Stalingrad belassen werden dürfte sei klar... Die zur Zeit entscheidende Frage aber sei, ob im Augenblick — nachdem man die eigentliche Chance verpaßt habe — der Versuch eines Ausbruchs der 6. Armee gemacht werden solle. Er könne, da seit dem Antrag des Generals Paulus (an Hitler) bereits zwei Tage verstrichen waren, nach der Angabe der H. Gr. B kaum vor dem 29. oder 30. November beginnen. Der Gegner habe dann also bereits über eine Woche Zeit gehabt, seine Einkreisungsfront zu festigen.» In der Folge entschloß sich Manstein zum Ausbruch, dessen Gelingen von 2 Voraussetzungen abhängig war: Vom Einsatz genügend starker Entsatztruppen und von einer ausreichenden Versorgung der 6. Armee auf dem Luftwege. Es wurde der tägliche Nachschub von 400 t gefordert.

Die erste Voraussetzung konnte annähernd erfüllt werden. «Daß Göring in größter Leichtfertigkeit die Sicherstellung ausreichender Versorgung der 6. Armee auf dem Luftwege zusagte und dann nicht einmal alles tat, um wenigstens das Mögliche zu erreichen, konnte ein Soldat nicht voraussetzen.» «Wer konnte annehmen, daß Hitler den Verlust einer Armee um des Namens Stalingrad willen in Kauf nehmen würde.» Der Entscheid des Armee-Gruppenkommandanten war auch hier ausschließlich getragen von den sachlichen Überlegungen nach dem Möglichen, im Gesamtrahmen gesehen, und dem hohen Pflichtgefühl gegenüber in tragischer Situation gestellter Verantwortung.

Nicht anders ist es mit der Frage, warum sich Manstein nicht an der Aktion vom 20. Juli 1944 beteiligt hat. Handeln gegen den Befehl und gewaltsamer Umsturz sind schwerste Gewissensfragen für einen Offizier. Manstein beurteilte die Lage im Sommer 1944 so, daß auch der Umsturz die Niederlage nicht hätte vermeiden lassen. Er mochte glauben, daß die Niederlage durch die mit einem Tyrannenmord verbundenen Wirren herbeigeführt würde und dadurch dem Gegner allein ein Vorteil in die Hand gespielt werden könnte. In diesem Sinne und nicht anders sind die Worte Mansteins vor dem internationalen Tribunal aufzufassen: «Man kann nicht als hoher militärischer Führer Jahre hindurch von seinen Soldaten die Hingabe des Lebens für den Sieg fordern, um dann mit eigener Hand die Niederlage herbeizuführen.» Auch in diesem Punkte ließ sich Manstein durch ruhige Überlegung und menschlich tiefes Fühlen für die ihm anvertraute Truppe leiten.

Karl Brunner

---

[1]) Fritz Erich v. Manstein: Verlorene Siege. Athenäum-Verlag. Bonn 1956.
[2]) v. Tippelskirch, siehe Besprechung September 1952, S. 395/396; Feuchter, siehe Besprechung Mai 1955, S. 127. *Redaktion.*

La doctrine militaire soviétique

Sous ce titre, a paru la traduction française de *Soviet military Doctrine,* ouvrage que nous avons présenté aux lecteurs des *Schweizer Monatshefte,* dans le numéro de septembre 1954 [1]).

La préface de l'exemplaire que nous avons sous les yeux, datée du 1er août 1955, laisse entendre qu'aucun changement n'a été apporté au texte original. L'auteur a estimé que, loin d'affecter les principes essentiels sur lesquels est fondée la doctrine militaire soviétique, la nomination du maréchal Joukov au Ministère de la défense, la disparition de Staline — dès lors renversé de son piédestal — voire la découverte de la bombe à hydrogène, en prouveraient plutôt la stabilité et la continuité.

Cet avertissement nous dispense de revenir sur l'analyse des 544 pages d'un ouvrage en tous points remarquable et dont nous avons souligné la grande valeur. Bornons-nous, cette fois-ci, à l'effet de montrer comment il a été conçu, rédigé et traduit, à citer quelques extraits d'un chapitre consacré à une science ou plutôt à un art, dans lequel

les Russes se sont montré insurpassables, celui de la ruse ou de *la feinte.*

«Tous les renseignements dont on dispose prouvent l'intérêt que les Soviétiques attachent à la feinte et les progrès qu'ils ont accomplis dans ce domaine. Ceci est aussi vrai dans les affaires militaires qu'en politique... La feinte peut être, soit *active* (fourvoyer l'ennemi en lui fournissant des renseignements erronés), soit *passive* (cacher ses intensions et ses dispositions)... La feinte revêtait parfois la forme d'attaques multiples sur un front très vaste pour dissimuler l'axe principal de l'offensive... Dans la période précédant l'attaque... on déplaçait dans une certaine direction des troupes venues de l'arrière, puis sous le couvert de la nuit, on les transportait dans un autre secteur. Les préparatifs factices effectués sur un point du front, puis le transfert à la dernière minute des troupes sur un autre, trompèrent souvent l'ennemi sur la direction principale de l'attaque.»

Dans le même ordre d'idées, l'auteur emprunte quelques passages à un rapport secret de 1944, signé Guderian: «On (les Russes) a pour habitude de ne jamais rassembler les formations derrière le secteur prévu pour la rupture, mais généralement derrière des secteurs destinés à servir de points de départ aux attaques secondaires ou factices... L'emploi d'*ordres d'opération* écrits est sévèrement interdit avant l'attaque... Les chars sont rassemblés dans des forêts, mais toujours enterrés et soigneusement camouflés... En général, on construit des positions d'artillerie en plusieurs secteurs du front où on installe des mannequins, dont le remplacement ultérieur par des armes véritables passe souvent inaperçu. On cache les mouvements des troupes en répandant des faux bruits.»

Le major général Fomitchenko est également cité: «A l'été 1943, alors qu'elles s'apprêtaient à repousser l'attaque allemande contre Koursk, les troupes soviétiques camouflèrent leurs positions avec une habileté extraordinaire. Les avions de reconnaissance allemands volant à une altitude de quelques dizaines de mètres ne pouvaient apercevoir autre chose que des champs déserts. Or, dans ces champs apparemment vides, des régiments entiers étaient dissimulés avec leur artillerie, leurs mortiers et leurs chars... Le commandement soviétique trompa l'ennemi ... en construisant une quantité d'installations trompeuses: 1500 fausses tranchées, positions d'artillerie et postes d'observations, quelque 900 chars et 1200 avions factices. De plus on aménagea trois fausses zones de concentration pour d'importantes forces blindées et 13 camps d'aviation également factices. Les Allemands furent mystifiés. Dans beaucoup de cas l'artillerie et l'aviation ennemies gaspillèrent leurs projectiles et leurs bombes contre des ouvrages inexistants.»

«Parfois on édifie des camps d'aviation entièrement factices avec de faux avions, de faux hangars et de fausses pistes. Il arriva que de vrais aérodromes, que l'ennemi connaissait trop bien, fussent désaffectés et transformés en factices pour attirer sur eux les attaques ennemis.

Les tirs d'artillerie servaient parfois à l'induire l'ennemi en erreur sur le secteur d'attaque et à provoquer une riposte de l'artillerie pour l'obliger à découvrir ses positions. Parfois au cours d'un pilonnage d'artillerie, les batteries allongeaient brusquement leur tir comme pour annoncer l'imminence d'une attaque, puis, quand les pièces ennemies survivantes ouvraient le feu, on reprenait le pilonnage pour les détruire.

On eut aussi recours au bruit pour tromper l'ennemi. On laissait les moteurs tourner à vide pendant la nuit pour donner l'illusion d'un mouvement de troupes motorisées.

Une autre ruse consistait à utiliser l'uniforme et l'équipement allemands... A l'été 1943, un Russe qui parlait l'allemand, travesti en officier allemand, réussit à conduire un camion également allemand jusqu'au quartier général du gouverneur militaire de Rovno *(Ortskommandantur)* et à obtenir une audience du général. Il le bâillonna, l'enveloppa dans un grand tapis, le transporta jusqu'au camion dont il avait laissé le moteur en marche, et le livra aux partisans... Des avions allemands qu'on avait capturés étaient employés pour la reconnaissance ou pour ravitailler les partisans.»

Ces citations devraient suffire à éveiller l'intérêt de ceux qui, confiants ou méfiants devant l'attitude actuelle de l'U.R.S.S., veulent approfondir la con-

naissance de sa doctrine militaire, proche parente de sa doctrine politique.

Ernest Léderrey

---

[1]) Raymond L. Garthoff: La doctrine militaire soviétique. Plon, Paris 1955; édition allemande: Markus Verlag, Cologne; voir compte rendu Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift, avril 1956, pages 260—267.

Die Richtung des modernen Denkens

Verständnis erfolgt durch Aufhellung der Bezüge. Analyse der Situation des einzelnen legt Fäden bloß, die im Bezugssystem der geistigen Situation verknotet sind. Abklärung der eigenen Lage ist somit erst durch Abklärung der allgemeinen möglich. Die Tendenz des jeweiligen Denkens nimmt die Richtung der darauffolgenden praktischen Entwicklung vorweg und determiniert sie. Das in Descartes' Methodologie kulminierende wissenschaftliche Programm formt die Physiognomie der technischen Epoche. Kants Lehre von der Rolle des Subjekts in der Erkenntnis ermöglicht der Quantentheorie, den Beobachter als nicht eliminierbaren Koeffizienten in das physikalische Modell einzubeziehen.

Bereits eine erste Sondierung heutiger Bezüge erweist ihre Verknotung als eine gordische. Die absolute Radikalität je eines Systems reduziert die Berechtigung anderer auf Null. Schraubt man ein System jedoch auf ihren effektiven Aussagengehalt zurück, so wird deutlich, daß letztlich ein jedes um dieselben Probleme kreist. Wo nicht, dort liegt das Problemniveau nachweisbar tiefer. Und wie eine Reihe zufällig zusammengekommener Neuerscheinungen zeigt, weisen selbst die sich abzeichnenden Lösungsversuche in die gleiche Richtung.

C. G. Jungs unerwartet vehemente Auseinandersetzung mit Hegel als dem Hauptvertreter der Spekulation, seine rigorose, keineswegs alleinstehende Ablehnung jeglicher Philosophie, die auch nur von weitem mit Metaphysik behaftet zu sein scheint, diskriminieren die Grundlage jedweden Philosophierens: die auf Kombination beruhende Möglichkeit, rein geistige Zusammenhänge aufzuweisen. Die Aufsätze in Jungs Sammelband, dessen Titel *Von den Wurzeln des Bewußtseins* philosophisch Interessierte sogleich aufhorchen läßt, zeigen aber, daß alles, was im Bewußtsein, selbst als Traum und Phantasie, auftritt, sowohl der Form wie auch dem Inhalt nach Momente des Unbewußten repräsentiert[1]). Deren allgemeinsten nennt Jung Archetypen. Sie sind Schemata möglicher — praktischer oder geistiger — Verhaltensweisen. Ihr Auftreten in Träumen, Wachträumen (als Visionen), Denken (als Eingebung), Dichten (als Inspiration) hat Erkenntnischarakter. Da sie bei jeder Denktätigkeit Pate stehen, vereiteln sie die Möglichkeit einer ins Leere greifenden Spekulation von vornherein. Die These von den Archetypen weist das auch Jung naheliegende Bestreben zurück, Philosopheme durch Reduktion auf die Psyche des Autors zu bagatellisieren: das System bildet jeweils Verhältnisse im überindividuellen Unbewußten ab.

Der Schauplatz, auf dem Archetypen aus dem Unbewußten ins Bewußtsein hereinbrechen, heißt Psyche. Sie ist mehr als die bloße Summe der Empfindungs-, Gefühls-, und Willensakte; sie umgreift auch die zur Abstraktion fähige Seite des Menschen: den Geist, darin Kants «Gemüt», dem Inbegriff geistiger Funktionen, vergleichbar. Ein Querschnitt durch die Psyche zeigt zuunterst das *Ich:* die Gesamtheit ekforierter oder reproduzierbarer Bewußtseinsinhalte. Neben dem Ich steht sein *Schatten*, das Sammelbecken der bewußtseinsfähigen, aber abgehaltenen negativen Aspekte, der zugleich zur Triebfeder entstellender Projektionen in Mitmenschen und Außenwelt dient. Darüber lagert das persönliche Unbewußte, das nicht nur Verdrängtes und Entfallenes aufspeichert, sondern ein zunächst nicht bewußtseinsfähiges «Vorwissen» um Koordinationen von Lebensbezügen bekundet und ins Aktionsfeld des Menschen steuernd eingreift, genannt *Selbst*. Ich, Schatten und Selbst konstituieren zusammen die *Person*, deren Aufgabe es ist, ihren Schatten aufzudecken und Inhalte des Selbst dem Bewußtsein einzuverleiben. Diesen Vorgang betitelt Jung mit *Individuations-*

prozeß. Das Selbst reicht allerdings aus der Sphäre des einzelnen hinaus. In der Kommunikation mit dem Selbst anderer bildet es eine mit diesen gemeinsame Schicht: das kollektive Unbewußte. Dies beinhaltet alle zur Aktualisierung drängenden Momente und entspricht insofern dem «Zeitgeist». Es ermöglicht ferner gleichzeitig vorkommende, kausal nicht verknüpfte Phänomene, zu deren Beschreibung Jung in einer eigenständigen Abhandlung den Begriff *Synchronizität* einführt[2]). Der Kreis nach oben offener Selbste gibt den Standort an, wo der Schlußstein: der Gottesbegriff eingeführt werden kann. Denn wie bereits eine kleinere, geschickt zusammengestellte Auswahl aus Jungs Schriften andeutet, erweist sich der Individuationsprozeß sowohl als Selbst- wie auch als Gotteserkenntnis[3]). Die Psyche wird allumfassend, indem Jung, sie auch von unten abrundend, ihr die Materie zuordnet: er erklärt — Kant ähnlich — die Materie als Kehrseite der Psyche.

Zum Bestreben, die gleiche Struktur der Psyche auch in Äußerungen früherer Zeiten nachzuweisen, gehört das von *Paul Radin* veröffentlichte, von Jung und Kerényi kommentierte Dokument vom *göttlichen Schelm*, einer das Erwachen des Bewußtseins symbolisierenden Sagenfigur der Winnebago-Indianer[4]). *Paulis* Abhandlung über Kepler unterstreicht Jungs Gedanken, daß irrationale Elemente selbst bei rein wissenschaftlichen Unterfangen eine ausschlaggebende Rolle spielen[2]). Gleich jedem lückenlosen, widerspruchsfreien Zusammendenken empirisch zugänglicher Phänomene, trägt auch Jungs — nebenbei stilistisch blendend formulierte, leicht verständliche — Konzeption den Keim einer Metaphysik in sich. Sein nicht ganz vorurteilsloser Kampf gegen ihn betreffende Vorurteile verhindert vielleicht, daß er dessen je einsichtig wird, nicht aber, daß seine Erkenntnisse die künftige Philosophie tiefgreifend und bleibend beeinflussen werden.

Große Verwandtschaft weist Jung mit *Husserl* auf, dessen Vorlesungen aus dem Winter 1923/24 in Rudolf Boehms wiederum vorbildlicher Edition zugänglich geworden sind[5]). Die alle Wissenschaften fundierende, Wesensschau erstrebende Methode nennt Husserl — Aristoteles folgend — «Erste Philosophie». Ihre Grundlagen entwirft Husserl in einer bei Platon ansetzenden kritischen Ideengeschichte, die — wie später in der «Krisis der europäischen Wissenschaften» — bei Kant abbricht: Husserl versteht seine Phänomenologie als fugenlos an Kant anschließende Weiterbildung der rationalistisch-empiristischen Linie. Da ursprünglich nicht zur Druckveröffentlichung bestimmt, profilieren die Vorlesungsunterlagen gerade in ihrer an Improvisation mahnenden Form Husserls subtile Gedankenführung, deren Ergebnisse vor den Augen des Lesers errungen werden. Indem sie so ein nur allzu seltenes Philosophieren im eigentlichen Sinne vordemonstrieren, eignen sie sich vorzüglich zur Einführung in Husserls Gedankenwelt.

Einen ersten Einblick in den Fragenkreis der Philosophie bietet die Essaysammlung des unlängst verstorbenen *Fritz Medicus*[6]). Medicus, der sich durch die ausgezeichnete Fichte-Ausgabe in der Geschichte der Philosophie einen Platz gesichert hat, durchzieht seine klargehaltenen Betrachtungen über zeitgenössische Probleme mit der Interpretation klassischer Philosopheme, deren Aktualität, dank Medicus' historischem Sinn, aus den Erörterungen ohne Gewaltsamkeit hervorgeht.

Sichtung und Systematisierung der divergierenden Phänomene, deren Gesamtheit die Situation der Gegenwart konzipiert, nimmt sich *Jean Gebser* in seinem zweibändigen Buch *Ursprung und Gegenwart* vor[7]). Kennzeichnung dieser Situation heißt: Krise; deren Aufdekkung: Überwindung der Krise. Bewußtmachung der Situationsmomente führt notwendig zur Erweiterung des Bewußtseins. Die neue Bewußtseinslage nennt Gebser «aperspektivisch». Ihre Vorgängerin, die bisher gültige perspektivische, bedeutet das Verhaftetsein des Denkens an dreidimensional-räumliche Vorstellung. Diese äußert sich in der klassischen Physik und der kausal-rationalen Denkweise der Philosophie, aber auch der Theologie. Das neu Hinzutretende, das die Bewußtseinsveränderung bewirkt, ist die Berücksichtigung der Zeit. Daß die Zeit bisher ein Waisenkind war, ist kein Verschulden der Denker; das Denken geht vielmehr zwangsläufig seine vorgezeichneten Wege, sich magisch, mythisch und mental gebärdend, um schließlich in den Aperspektivismus zu münden. Tatsächlich wurde die Zeit in den letzten fünf Jahrzehnten zum vieldiskutierten philosophischen Problem. Daß ihr außer

in der Relativitätstheorie und der Philosophie auch in anderen geistigen Bereichen Wichtigkeit beigemessen wird, führt Gebser anhand von Picassos Bildern vor: Picasso bannt zeitlich aufeinanderfolgende Momente auf eine einzige Fläche. Wie aber die Zeit die aperspektivische Bewußtseinslage als deren Hauptakteur faktisch konstituieren soll, erörtert Gebser nicht.

Erörtert wird im Buch überhaupt wenig. Philosophisch erörtern heißt auf belegbare Tatsachen und mitvollziehbare Bewußtseinsakte hinzuweisen und die Hinweise in logisch gültige Zusammenhänge zu bringen. Und zwar ohne die Spuren der Denkwege zu verwischen, denn erst auf ihnen kann der Aufnahmebereite das Dargebotene mitdenken. Wo Erörterung fehlt, gelten die Aussagen als bloß persönliche Meinungsäußerungen. Gebser versucht einem entsprechenden Verdacht durch Häufung des Belegmaterials zu entgehen. Sein Buch besteht überwiegend aus Zitaten, deren Auswahl und Zusammenfügung höchst unmotiviert sind. Das Bestreben, von religiösen Phänomenen bis gastronomischen Heilpraktiken über jede erreichbare Lebensäußerung ein Urteil zu fällen, erinnert an Dilettantismus. Selbst die Analyse der Dichtung, welcher Gebsers frühere Arbeiten gelten, läßt unbefriedigt. Gerade derjenige Dichter wird z. B. nur nebenbei erwähnt, der das, was Gebser vorschwebte: die zugängliche Kulturgeschichte der Erde in ein einziges, immenses Zeitmoment zu fassen, dichterisch bewältigt hat, nämlich Ezra Pound.

Zweifellos würde ein Werk, das eine klärende Gesamtschau der Lebensbereiche versucht, nottun. Das nüchterne Durchkämmen des angehäuften Materials, das seriöse Durchdenken der verästelten Probleme, nach Abstreifen der Krisenhysterie, würden nicht nur die Philosophie, sondern auch die Theologie gewiß zu Dank verpflichten, von deren Überwindung man dann nicht mehr zu träumen brauchte.

Das mustergültige Beispiel einer fachwissenschaftlichen Arbeit, die in die Philosophie hineinreicht, ist *Bruno Snells* neu bearbeitete Studienreihe[8]). Als Altphilologe philosophiert Snell nicht, er interpretiert Sprachdenkmäler der hellenistisch-römischen Epoche. Sprache ist Manifestation der Bewußtseinsmomente. Ihre Analyse skizziert das jeweilige Bewußtsein, ihr Fortschreiten von nur den Sinnen zugewandtem Sprachgebrauch zur Abstraktion die «Entstehung des Geistes». Snells sorgfältige, geschichtlich gegliederte Auslegung griechischer und römischer Dichtung und Philosophie ergänzt Cassirers «Symbolische Formen» aufs würdigste.

Nicht ohne Erwartung auf sichtende Ausblicke nimmt man *Jaspers' Schelling*-Buch in die Hand: es pflegt ein besonderer Grund vorzuliegen, wenn ein über siebzigjähriger, selbständiger Denker eine Monographie unternimmt; denn Schellings hundertster Todestag (1954) bot wohl nur den äußeren Anlaß[9]). Auffällig ist zunächst bloß die ungewohnte Überdimension von Carolinens Biographie, die jedoch für Schellings Systemgestaltung und selbst philosophische Entwicklung ohne Belang bleibt. Zwar wohltuend klar und einfach dargeboten, unterscheidet sich das Buch von anderen Schelling-Monographien im übrigen höchstens in der betonten Akzentuierung der Mängel, deren Korrektur und Ergänzung dann zwangsläufig auf Jaspers' Philosopheme führen. Neue Seiten kehren diese allerdings kaum hervor, auch lassen sie die immer noch problematische Sinndeutung der «Transzendenz» unabgerundet, so daß diese z. Z. letzte Publikation Jaspers' bedenklich schmalspurig nur zur historischen Katalogisierung der eigenen Philosophie zu dienen vermag.

Bei der Aufdeckung einer einschneidenden Unbestimmtheit im System setzt *Caspar T. Freys* kritische Untersuchung über *Nicolai Hartmann* ein[10]). Hartmann schiebt die Frage nach Art der Außenweltrealität als Scheinproblem ab. Auch dieser naive Realismus braucht aber Boten, die Kunde über die außergeistige Realität erbringen. Dazu zeichnet Hartmann die Kategorien aus. Freys Nachweis der Verschwommenheit des Hartmannschen Kategoriebegriffes markiert die Stelle, von wo aus eine Kritik der die Probleme zu stark simplifizierenden Hartmannschen Philosophie fruchtversprechend in Angriff genommen werden kann.

Mit beachtenswerter Werkkenntnis tastet die Bruchstellen des Heideggerschen Systems *Karl Löwith* in drei Aufsätzen über *Heidegger* ab[11]). Löwith schält aus Heideggers Gesamtdenken dessen Theologie (Seinsgedanken), Geschichtsphilosophie und Nihilismusbegriff heraus. Sowohl in der Geschichtsauffassung wie auch im Entfalten des noch nicht präzis genug formulierten Seinsbegriffes wurzelt

Heideggers Denken in der Tradition, die er trotz Negation und Rückgriff auf die Anfänge keineswegs überspringt, sondern geradlinig weiterführt. Seine Erläuterung vorattischen Gedankengutes ist ohne zweitausendjährigen Rationalismus unvorstellbar. Seine zeitweise prophetisch gehaltene Stimme wiederholt nur die Warnung oft ertönter Sturmglocken, ohne in der konkreten Nennung überphysischen Gefahrenherdes über das Übliche hinauszugreifen. Der Hinweis auf das Sich-abwenden der Gottheit ist zu allgemein, um befruchtend zu wirken. Das Fehlen des Entscheidenden, das Heideggers irritierendes Versteckspiel hinter Fragmentinterpretationen und Etimologismen häufig überdeckt, gründet in der der Schärfe seines Denkens widersprechenden Unschärfe des Gedachten. Löwith verweist erklärend auf Heideggers Nihilismus: Aussagensterilität bedeutet Kernlosigkeit. Man dürfte dabei freilich nicht außer Sichtweite lassen, daß Heideggers durch Begriffsweberei übertünchtes, immer auffallenderes Schweigen auch darin wurzeln kann, daß er dennoch, und zwar wesentlicher Erahner, nämlich eines neu zugänglich werdenden Gottesbegriffes, als dessen Denker ist. Erahnen spiegelt sich jedoch in der Dichtung, erst das Wissen im Denken. Heideggers Werk intendiert auch zweifellos zum Dichterischen. Doch selbst das geduldigste, Erläuterungen von Dichtung gewidmete Denken ersetzt dichterische Vision und Sprachmächtigkeit nicht, die Heidegger versagt zu sein scheinen. Wohl führt er das Denken dicht an die Grenze möglicher Seinsaussagen, das Eigentliche auszusprechen bleibt aber vielleicht den künftigen Dichtern vorbehalten.

Als Dichter, ausgestattet mit dem Rüstzeug des Denkens, dem im Umriß der Situation der Umriß der Gottheit aufschimmert, bekundet sich *Hermann Broch* in seinem Lebenswerk. Seine kürzlich posthum vorgelegten Essays ästhetischen, erkenntnistheoretischen und zeitkritischen Inhalts heben bei der zeitbedingten Wertphilosophie an, um bald durch scharfsinnige Aufhellung oft überraschender Zusammenhänge eine eigenständige Perspektive sichtbar zu machen[12]). Der logische Begriff der «Richtigkeit» bietet den kunstphilosophisch unbrauchbaren des «Schönen» aus, welch letzterer den Samen des Kitsches in sich birgt. Mit dem Bösen verbrüdert, wuchert der Kitsch nicht nur in der Kunst vorgaukelnden Produktion, über den hinwegzutäuschen auch der Deckmantel der Modernität nicht fähig ist, sondern auch im praktischen Verhalten. Kunst moralisiert zwar nicht, doch in ihr bildet sich die jeweilige Moralität ab. Die Brandmarkung echter Kunst im Dritten Reich als entartet symbolisierte die Liquidation der Geistigkeit. Richtiges oder verunglimpftes Kunstschaffen sind Symptom, und vice versa: Handlung ist immer auch ästhetisch auswertbar. Wie ein unbeirrbarer Zeiger des Seismographen notiert so das Ästhetische die kleinste Regung der Tat und Denken lenkender Irrationalität. Brochs Sensibilität und unheimliche Hellsicht laden die teils fragmentarischen Abhandlungen selbst über das trockenste Thema mit Spannung und lassen die ersten vagen Konturen des modernen, Philosophie und Dichtung gleichmäßig verpflichtenden Mythos erfühlen. Bedauerlich nur, daß der Verlag, wie schon beim Romanfragment «Der Versucher», Eingriffe seitens der Herausgeber zuließ.

Obwohl philosophisch vom Gegenpol: dem Rationalismus ausgehend, ist Broch Jung nicht unverwandt: beim Aufweis der Struktur des zeitgenössischen Bewußtseins ansetzend, bemühen sich letzten Endes beide um ein adäquates Gottesbild. Sie dürfen neben Husserl als die stärksten Stützen der modernen Philosophie gelten. Fehlt dieser Sinn für aktuelle geistige Realität, so stagniert die philosophische Energetik. Das Durchblättern der Neuerscheinungen, in deren Labyrinth der *Philosophische Literaturanzeiger* ein unentbehrlicher, exakter Wegweiser ist, gibt darüber eine recht ungünstige Bilanz[13]). Denn nicht die noch so feinfühlige Interpretation vergangener Denkleistungen, noch ein vielleicht gar gewitzigtes Begriffsspiel, sondern das konsequente, verantwortungsbewußte Herauspräparieren der Bezüge, deren Gesamtheit die vorliegende Situation konstituiert, kann erst die Aufgabe echten Philosophierens erfüllen.

Alexander Gosztonyi

---

[1]) C. G. Jung: Von den Wurzeln des Bewußtseins, Rascher Verlag, Zürich 1954. [2]) C. G. Jung/W. Pauli: Naturerklärung und Psyche. Jung: Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammen-

hänge. Pauli: Der Einfluß archetypischer Vorstellungen auf die Bildung naturwissenschaftlicher Theorien bei Kepler. Rascher Verlag, Zürich 1952. [3]) C. G. Jung: Welt der Psyche. Rascher Verlag 1954. [4]) Jung/Kerényi/Radin: Der göttliche Schelm. Rhein Verlag, Zürich 1954. [5]) Edmund Husserl: Erste Philosophie (1923/24). Erster Teil: Kritische Ideengeschichte. Herausgegeben von Rudolf Boehm, Husserliana, Bd. VII. Martinus Nijhoff Verlag, Haag 1956. [6]) Fritz Medicus: Vom Überzeitlichen in der Zeit. Artemis Verlag 1954. [7]) Jean Gebser: Ursprung und Gegenwart. Bd. I: Die Fundamente der aperspektivischen Welt. Bd. II: Die Manifestationen der aperspektivischen Welt. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1949/53. [8]) Bruno Snell: Die Entdeckung des Geistes. Claaßen Verlag, Hamburg 1955. [9]) Karl Jaspers: Schelling, Größe und Verhängnis. Piper Verlag, München 1955. [10]) Caspar T. Frey: Grundlagen der Ontologie Nicolai Hartmanns. Eine kritische Untersuchung. Niemeyer Verlag, Tübingen 1955. [11]) Karl Löwith: Heidegger, Denker in dürftiger Zeit. S. Fischer Verlag 1953. [12]) Hermann Broch: Essays. Bd. I: Dichten und Erkennen. Bd. II: Erkennen und Handeln. Herausgegeben von Hannah Arendt, Rhein Verlag, Zürich 1955. [13]) Philosophischer Literaturanzeiger. Ein Referateorgan für die Neuerscheinungen der Philosophie und ihrer gesamten Grenzgebiete. Erscheint zweimal vierteljährlich. Herausgegeben von Prof. Dr. Ed. May und Dr. G. Schischkoff. Bereits 9 Bde. Ernst Reinhardt Verlag, München/Basel.

Literarische Handbücher und Anthologien

Der Literaturfreund wie der Forscher braucht Handbücher wie das tägliche Brot. Sie ersparen ihm den Gang zur Bibliothek; sie stützen — wenn sie zuverlässig sind — das trügende Gedächtnis; sie liefern das Gerüst, ohne welches kein geschichtlicher Bau steht. Und erfreulicherweise finden Studierende und Liebhaber heute auch preiswerte Werke für ihre Hausbücherei.

Der Begründer oder der Verfasser eines Nachschlagewerkes ist in den Tempel des Ruhmes eingegangen, wenn sein Name zum Begriff geworden ist. *Wilhelm Koschs* Name, in der persönlichsten Weise mit seinem *Deutschen Literatur-Lexikon* verbunden, das in zweiter, vollständig neubearbeiteter und stark erweiterter Auflage zu drei Vierteln vorliegt, ist auf dem besten Wege, zu einem Begriff zu werden [1]). Die Anerkennung des Publikums beruht auf der Eigenart dieses «biographischen und bibliographischen Handbuches», von dem der Verfasser im Vorwort versichert, es sei aus «leidenschaftlicher Lust und Liebe zu lexikographischer Arbeit» entstanden. Diese Passion merkt man jedem einzelnen seiner Tausende von Artikeln an; nicht minder die Liebe, mit welcher der Verlag das Buch betreut hat. Wo andere Werke versagen, wird man «im Kosch» fast stets Rat finden: nicht nur für die biographischen Angaben über Dichter, Literarhistoriker, Memoirenschreiber, Publizisten aus allen Jahrhunderten mit Aufzählung ihrer eigenen Werke und der Sekundärliteratur (auch aus Zeitungen und Zeitschriften), sondern ebenso für Orte und Landschaften, Liederanfänge, Stoffe und Motive, Fachausdrücke und dergleichen. Zwei Beispiele, die den Reichtum an Material verdeutlichen mögen: Kosch verzeichnet nicht weniger als 105 Autoren namens Müller, während die Behandlung Berlins in der Literatur von 1768 bis 1945 elf Lexikonseiten umfaßt. Alle Beiträge aber sind mit der abstandnehmenden Sachlichkeit des wahren Lexikographen geschrieben, dem der Sinn für historisches Maß angeboren ist. Daß auch dieses Werk Lücken hat, weiß niemand besser als der Verfasser selbst — doch wie könnte ein so gewaltiges Einmann-Unternehmen vollkommen sein?

Reallexika

Das andere wissenschaftliche Handbuch von Rang, das uns zur Anzeige vorliegt, ist die Neuauflage des von Merker und Stammler begründeten *Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte,* die unter der Leitung von *Werner Kohlschmidt* und *Wolfgang Mohr* im Erscheinen begriffen ist [2]). Es ist ein Gemeinschaftswerk, das vornehmlich die Vorteile dieses Typus sichtbar werden läßt. Mag der Benutzer

vielleicht hin und wieder die *eine* Hand vermissen, die Jacob Grimm zum Gedeihen eines solchen Werkes für unerläßlich hielt (nicht ohne durch das Fragment seines «Wörterbuches» widerlegt zu werden), so wird er durch die Vielfalt der Gesichtspunkte entschädigt, die sich ihm bieten: «Die persönliche Sicht und Meinung und die individuelle Form der Aussage wird auch in diesem Werk, in dem es zuvörderst auf objektive Berichterstattung anankommt, nicht ausgeschaltet werden dürfen», heißt es im Vorwort. Die Hauptaufgabe der Berichterstattung ist im allgemeinen vortrefflich, in einigen Fällen ideal gelöst (z. B. die Artikel «Barditus» von Helmut de Boor, «Bibelübersetzung» von Eduard Brodführer, «Bohème» von Fritz Martini, «Dekadenzdichtung» vom gleichen Verfasser usw.). Gegenüber der Erstauflage wird man nicht nur die Erweiterung des Gesichtskreises feststellen (mehr als 13 Seiten sind beispielsweise der Einwirkung der nordamerikanischen Literatur auf die deutsche gewidmet), sondern in manchen Fällen auch die Vertiefung und überall die lebendige Entwicklung der Forschung. Denn kaum ein Artikel ist unverändert übernommen, die meisten sind völlig neubearbeitet worden. Daß dabei auch gegensätzliche Meinungen nicht verschleiert werden, wie es in einzelnen Fällen schon jetzt sichtbar ist, scheint mir entschieden ein Vorzug: Nur aus dem Widerspruch ergibt sich die Synthese. Wirklich benutzbar wird das große Werk freilich nur mit Hilfe der angekündigten Register sein, wie sich denn auch erst nach Abschluß ein begründetes Gesamturteil wird abgeben lassen. Daß der von den Herausgebern eingeschlagene Weg richtig ist, unterliegt indessen keinem Zweifel.

Solange das «Reallexikon» nicht vollständig vorliegt, mag man zu *Gero von Wilperts* sauber gearbeitetem *Sachwörterbuch der Literatur* greifen [3]). Es behandelt in rund 2600 Stichwörtern «vornehmlich literarische Epochen- und Gattungsbezeichnungen, literarische Einrichtungen, Strömungen und Dichterkreise, Begriffe der Stilistik, Metrik, Literatursoziologie und Literaturpsychologie, ferner Fachausdrücke aus den Grenzgebieten Schrift- und Buchwesen, Theaterwissenschaft und Sprachwissenschaft, letztere jedoch nur, soweit sie in direktem Zusammenhang mit der Literatur stehen... Innerhalb der Artikel wurde der deutsche Sprachraum bevorzugt dargestellt, doch umspannt der Rahmen der Anlage grundsätzlich die gesamte Weltliteratur». Obwohl der Verfasser ausdrücklich auf die Schwierigkeiten hinweist, die einem Einmann-Werk dieser Art entgegenstehen, und den «kompilatorischen Charakter» seiner Arbeit nicht leugnet, erfüllt diese durchaus ihren erklärten Zweck, besonders solchen Benutzern zu dienen, denen größere Nachschlagewerke unzugänglich sind. Gewiß ließe sich manches ergänzen und bessern; doch die unwesentlichen Mängel werden sich in Neuauflagen, die dem nützlichen Werk zu wünschen sind, leicht beheben lassen.

Werk- und Autorenlexika

Erheblich ungleichmäßiger als Wilperts «Sachwörterbuch» ist *Hermann Pongs' Kleines Lexikon der Weltliteratur* gearbeitet [4]). «Es will einführen in die Einzelwerke selbst, wie sie sich... aufbauen aus Stoff, Problem, Charakter, Bildkraft, Symbolik»; hinzu kommen knappe Dichterbiographien und die Grundbegriffe der Poetik. Man wird also beispielsweise Corneilles «Cid» sowohl unter dem Namen des Dichters wie des Werkes — hier zusammen mit dem spanischen Epos, Herders Romanzenzyklus und anderen Bearbeitungen — antreffen. Was in dieser Weise versucht ist, besteht bereits mustergültig in dem neunbändigen «Dizionario delle opere e dei personaggi», das auf 8000 Seiten 18 000 Stichwörter, 600 Farbtafeln und 10 000 weitere Illustrationen gibt, von 500 Sachkennern bearbeitet und durch die UNESCO nicht grundlos als «Werk von Weltbedeutung und -interesse» bezeichnet worden ist — doch den deutschsprachigen Handbuchbearbeitern ausnahmslos unbekannt geblieben zu sein scheint. Wie denn überhaupt festzustellen ist, daß die Kenntnis der ausländischen Sekundärliteratur kaum über einzelne englische und französische Bücher hinausreicht. Durch die Benutzung des «Dizionario» hätten sich die Bearbeiter nicht nur manche Mühe erspart, sondern in vielen Einzelheiten genauer sein können. Daß man in einem *kleinen* Lexikon der Weltliteratur manchen Namen vermissen wird, versteht sich von

selbst; daß aber Anatole France in Südamerika gestorben sei, hört man bei Pongs zum ersten Male. Der kurze Artikel über D'Annunzio, reich an Druckfehlern und falschen Jahreszahlen, begnügt sich im wesentlichen mit biographischem *gossip,* nennt aber zwei Hauptwerke des Dichters — die «Laudi» und die «Figlia di Iorio» — nicht. Obwohl das Vorwort versichert, die Übertragungen ausländischer Dichtungen ins Deutsche seien «sorgfältig» gegeben, fehlen sie beispielsweise bei Pirandello (auch Pirandellos Novellen sind nicht erwähnt); bei anderen Autoren sind sie unzulänglich. Zahlreiche Unstimmigkeiten, sachliche und Druckfehler weisen auf flüchtige Arbeit und mindern den Wert der temperamentvoll und mit betont persönlichem Urteil geschriebenen Werkcharakteristiken auch dort, wo sie aus erster Hand stammen und den kundigen Germanisten verraten. Die Arbeit, so sehr sie als Idee zusagt, läßt deutlich erkennen, daß Enzyklopädismus heute nicht mehr möglich ist.

Weit genauer ist *Franz Lennartz* in seinen Parallelbänden *Dichter und Schriftsteller unserer Zeit — Einzeldarstellungen zur Schönen Literatur in deutscher Sprache* und *Ausländische Dichter und Schriftsteller unserer Zeit* [5]). Zwar mag man auch hier einzelne Autoren vermissen oder andere überflüssig finden; bei der deutschen Literatur fehlen meines Erachtens etwa Hartlaub, Hiller, Lampe, Thelen und besonders Schriftsteller, die in Mitteldeutschland wirken, wie Bredel, Hermlin, Huchel, Marchwitza, Renn, Uhse, Weißkopf; bei der ausländischen Literatur wird man — je nach Geschmack — ebenfalls Lücken beklagen. Doch hängt das Kriterium für die Aufnahme eines lebenden Autors in vielen Fällen zu stark vom persönlichen Urteil und vom stets zweifelhaften *consensus omnium* ab, als daß man gegen den Bearbeiter wegen der Versäumnis Vorwürfe erheben dürfte; im übrigen enthalten die beiden Bände auf 1420 Textseiten ohnehin nahezu 600 biographisch-bibliographische Einzeldarstellungen. Diese sind, von fast unvermeidlichen Kleinigkeiten abgesehen, sehr sorgfältig gearbeitet und auf den jüngsten Stand der literarischen Ereignisse gebracht. Besonders zu begrüßen ist, daß Lennartz bemüht war, «jedem Autor aus dessen Wesen heraus gerecht zu werden, ohne einer literarhistorischen Wertung... vorzugreifen»; dazu dienen glücklich gewählte Selbstcharakteristiken und treffende Bemerkungen aus Rezensionen. Hier erweist sich der Vorteil der Einzeldarstellung vor mancher Literaturgeschichte der Gegenwart, der die *contradictio in adiecto* bereits im Titel geschrieben steht. Die beiden Bände von Lennartz sind für jeden Freund der modernen Literatur, des Theaters und Filmes unentbehrlich.

Literatur- und Gattungsgeschichten

Zu den Handbüchern im weiteren Sinne zählen auch die Literaturgeschichten. Solche zu schreiben, scheint heute problematischer als einst, da sich die Kategorien der Entwicklung, des Fortschritts, des Geschichtlichen überhaupt den Autoren allzu willig darboten. Zur Fragwürdigkeit der historischen Begriffe tritt die der ästhetischen Kategorien, der Wertung und nicht zuletzt das Problem der lesbaren Darstellung eines faktisch grenzenlosen Stoffes. Hat man 649 Großoktavseiten zur Verfügung wie *Wolfgang Pfeiffer-Belli* für seine *Geschichte der deutschen Dichtung* und vermag dazu in ruhiger Selbstgewißheit zu schreiben, des Verfassers Standpunkt sei der christliche (genauer: der katholische) — so braucht man mit dem Raume nicht übermäßig zu geizen und kann sich auf ein fertiges Koordinatensystem der Wertung stützen, das freilich weder genuin literarisch ist noch in allen Fällen anwendbar [6]). Immerhin kann man ein wirkliches «Lesebuch» schaffen und unter Berücksichtigung der allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte «ein möglichst farbiges, zeitnahes Bild» der Entwicklung vermitteln. Diese Absicht ist Pfeiffer-Belli gelungen. Er erzählt einfach, flüssig und ein wenig «fürs Haus», wobei gelegentlich sich einschleichende hausbackene Töne nicht übermäßig stören, vielmehr der Tendenz zur Erbaulichkeit gutzuschreiben sind. Wo sie überhandnehmen wie bei der Darstellung der jüngsten Literatur, die sich unter dem Gegensatz «Christ und Antichrist» nicht entfernt fassen läßt, blättert man am besten weiter: Es ist müßig, einer Erscheinung wie Nietzsche mit dem Wunsche zu nahen, seine «neue Seele» hätte singen sollen

«statt ... schnöde und unheilvolle Dinge in meisterlicher Prosa zu verkünden», oder von Thomas Mann zu erwarten, er hätte «etwas vom großartigen Pathos und vom schneidenden ‚Sarkasm' des alten Görres» besitzen mögen. Daß Nietzsche predigte und Mann sehr ungenerös hassen konnte — das eben gehört wesensmäßig zu ihrem geistigen Habitus und wäre dem Leser in seiner Bedingtheit zu erklären. Im Gegensatz zu Fechters Literaturgeschichte ist Pfeiffer-Bellis Buch jedoch nicht vorwiegend auf das 19. und 20. Jahrhundert gerichtet; seine Stärke liegt vielmehr eindeutig in der klaren Darstellung der älteren Zeit. Hier gelingen ihm sachlich und sprachlich schöne Kapitel und manch literarische Ehrenrettung, wie die des Vers-Epikers Ernst Schulze, dessen «Bezauberte Rose» (so lautet der Titel genau, der in den Literaturnachweisen auch richtig wiedergegeben ist) der Verfasser als «vollkommenen Diamanten der deutschen romantischen Poesie» preist. Dem Verlag ist für die hervorragende Illustrierung des Bandes — 149 Abbildungen auf 40 Tafeln — zu danken: Hier hat sich jemand die Mühe genommen, unter Vermeidung der ewig gleichen Standardklischees für deutsche Literaturgeschichten eine Fülle von wenig Bekanntem, doch das Auge nicht minder Entzückendem aufzuspüren.

Pfeiffer-Belli bescheidet sich mit der Hoffnung, «auch den gelehrten Leser zuweilen anzuregen». Wissenschaftlichen Anspruch erhebt hingegen *Johannes Klein* in der zweiten, verbesserten und erweiterten Auflage seiner *Geschichte der deutschen Novelle von Goethe bis zur Gegenwart;* der Anspruch wird dadurch unterstrichen, daß die Deutsche Forschungsgemeinschaft die Arbeit unterstützt hat [7]). Schwer begreiflich, wie das für ein im Keim mißglücktes Buch geschehen konnte! Eine Gattungsgeschichte der deutschen Novelle wäre in der Tat erwünscht; aber die bemühte Reihung der Inhaltsangaben von 500 Erzählungen mit mehr oder weniger verbindendem und verbindlichem Zwischentext macht noch keine Geschichte der Novelle aus. Ich sage bewußt: Inhaltsangaben von Erzählungen, weil es sich in einigen Fällen gar nicht um Novellen handelt (z. B. bei den «Wahlverwandtschaften») und obwohl der Verfasser im Vorwort beider Auflagen betont, er gebe keine Inhaltsangaben, sondern «Strukturskizzen». Das ist jedoch nur ein pompöses Wort für ein schlichtes. Bliebe es nun bei den Inhaltsangaben, so besäße der Leser wenigstens einen brauchbaren Novellenführer. Doch des Verfassers Ehrgeiz reicht höher: «Kern der Methode ist der Nachweis, daß das Kunstwerk seinen Eigen-Organismus hat; man nennt es (?) mit dem schon verblassenden Schlagwort ‚Interpretation'.» Zum Interpretieren, das etwas anderes ist als geschichtliches Darstellen, gehört Talent, und niemand ist zur Interpretation von 500 Novellen befähigt oder berufen. Ein Hundertstel, dieses aber gut gewählt und intensiv behandelt, wäre für die Methode etwa das Richtige gewesen. Dann wüßte der Leser, was eine Novelle ist und wäre über ihren «Eigen-Organismus» unterrichtet. Was er hingegen auf einer halben Seite, überdies an Hand eines Stoffes, der dichterisch gar nicht gestaltet worden ist, über die innere Form der Gattung erfährt, ist einfach dürftig. Ein anderes Beispiel für das Versagen des Enzyklopädismus, dazu für die Unmöglichkeit, klar begrenzte Methoden miteinander zu verquicken.

Monographien

Das Werk eines echten *homme de lettres* ist hingegen *Edgar Salins* Studie *Um Stefan George,* ebenfalls in zweiter, neugestalteter und wesentlich erweiterter Auflage [8]). *Um* und nicht *über* George: denn im Mittelpunkt steht weniger des Dichters Persönlichkeit als ihre Ausstrahlung auf den Kreis. Mit feinstem Takt gibt Salin persönliche Erinnerung, historischen Bericht und — besonders wertvoll — zahlreiche bisher ungedruckte Dokumente und Briefe Georges und seiner Freunde. Wer selbst die Anregungen erfahren hat, die von Gundolfs «zarter Beschwingtheit» ausgingen, wird Salins Seiten über ihn oder etwa das neu hinzugetretene Bild von Wolfskehl nur mit bewegtester Teilnahme lesen können. Er wird sich auch dort nicht zurückgestoßen fühlen, wo er dem Verfasser nicht beistimmen kann. Das gilt vornehmlich für die entmannende Unterordnung unter die Wünsche des «Meisters», die Befehlen nicht unähnlich sahen; auch für un-

mögliche Vergleiche mit dem «obersten Sinnbild», der christlichen Heilsgeschichte (S. 94). Es bleibt peinlich, zu lesen, daß die älteren Freunde im Zusammenhang mit Gundolfs Eheplänen George die Frage vorlegten, «ob nicht eine Beelzebub-Kur das Richtige wäre, — ein halbes Jahr nach einer gestatteten Heirat werde Gundolf den wahren Sinn seines Lebens wiederfinden. George aber lehnte mit drastischen Worten schroff ab ...». Indessen wirken die mythisierenden Stellen des Buches ohnehin historisch, während die historischen erhöhte Beachtung beanspruchen dürfen. Denn wohl ist es heute stiller um Georges Dichtung geworden; doch bleibt die Gestalt und ihr Wirken mit so unverlöschlichen Zügen in die deutsche Geistesgeschichte des ersten Jahrhundertdrittels eingegraben, daß jede Aufklärung über die tatsächlichen Vorgänge, Beweggründe, Spannungen nur erwünscht sein kann. Diese Erhellung leistet Salin aus intimer Kenntnis und mit menschlicher Wärme; darum ist sein Buch ein wesentlicher Beitrag zur Kenntnis einer literatur- wie gesellschaftsgeschichtlich gleich anziehenden Erscheinung.

Zu den literarischen Handbüchern im weiteren Sinne darf man wohl auch *Viktor von Gerambs* Darstellung von Leben und Wirken *Wilhelm Heinrich Riehls* (1823—1897) zählen [9]). Denn Riehls kulturhistorisches und novellistisches Werk bildet einen Schlüssel zur Erkenntnis der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur im Bereiche der Germanistik, sondern auch der von ihm begründeten Soziographie und mitbegründeten Volkskunde und Gesellschaftslehre. Diejenige soziale Frage, die er für die Zukunft als entscheidend betrachtete: ob sich nämlich das Proletariat zu einem Stande sammeln oder seinerseits die vorhandenen ständischen Fügungen sprengen werde, hat sich in der Tat als ein Kernproblem des 20. Jahrhunderts erwiesen. So war es wohl an der Zeit, Riehl die Biographie zu widmen, die er selbst nur ansatzweise geschrieben hat. Geramb, der neben dem Familienarchiv und ungedruckten Vortragsentwürfen auch persönliche Erinnerungen der Tochter Riehls verwerten konnte, wählt dabei den guten Weg, den Dargestellten möglichst oft selbst sprechen zu lassen — auch wenn er sich bewußt ist, daß in Riehls Erinnerung die innere Wahrheit den äußeren Wirklichkeitsgehalt manchmal überdeckte. Doch hätte wohl eine wirkliche Autobiographie «objektiver» ausgesehen, welche Wahrheit und Dichtung verschmilzt, wenn anders sie als Gestaltung gelten will? So ist gleichsam eine posthume Autobiographie aus vertrautem Umgang mit dem Werk entstanden, und der Kunst Gerambs ist es zu danken, wenn sie Riehls würdig ist. Auch die Trennung in gemeinverständlichen Text und wissenschaftlichen Apparat überzeugt gerade bei Riehl, der den Hochmut des Faches nicht kannte — war er doch selbst zunächst Journalist gewesen.

Anthologien

Neben den Handbüchern wird der Literaturfreund immer wieder zu Sammelbänden und Anthologien greifen, wenn ihm vollständige Texte nicht zugänglich sind. Der Zürcher Manesse-Verlag hätte keine glücklichere Wahl treffen können, um seinen Namen, seine Heimatstadt, den tüchtigen Bodmer und das zehnjährige Bestehen der handwerklich so gediegenen *Manesse-Bibliothek der Weltliteratur* zu feiern, als eine zweisprachige Anthologie *Deutscher Lyrik des Mittelalters* herauszubringen, die mit 36 Abbildungen aus der Manessischen Liederhandschrift geziert ist [10]). Und er hätte für Auswahl, Übersetzung, Nachwort und Kommentar kaum einen geeigneteren Bearbeiter finden können als *Max Wehrli*, der Gelehrsamkeit mit Volkstümlichkeit so liebenswürdig vereint. Mit Recht sind die Übersetzungen in schlichter Prosa wiedergegeben: Jeder Versuch einer Versübertragung aus dem Mittelhochdeutschen ist bisher gescheitert. Für den Alemannen in Wort und Fügung vielfach noch lebendiges Sprachgut der Mundart, steht der Urtext den anderen deutschen Stämmen ferner; doch durch die Übersetzung ist eine sonst kaum greifbare Gelegenheit zum Einlesen in das Original geboten. Die Auswahl ist ausgezeichnet; sie reicht von der frühen geistlichen und weltlichen Dichtung über den höfischen Minnesang, die Klassiker, die ländliche Dichtung bis zu den Vaganten, Meistern und Mystikern: ein festlicher Kranz berühmter und namenloser Lieder, die das Nachwort vor den üblichen Mißverständnis-

sen des modernen Lesers schützt und behutsam interpretiert.

In einer anderen Zürcher Reihe, *Vom Dauernden in der Zeit* benannt, ist eine Auswahl der Aphorismen des *Marquis de Vauvenargues* erschienen; sie trägt den Titel *Liebe zum Leben — Mut zum Denken* und wurde durch *Erich Brock* veranstaltet, knapp eingeleitet und übersetzt [11]). Brock gliedert Vauvenargues' Gedankengut in sechs Sachgruppen, deren zweite über Geist, Schriftstellerei, Stil von jedem Schreibenden und Lesenden immer wieder bedacht werden sollte. Oder wen ginge der Satz nicht an: «Man weiß, daß man einfach schreiben soll, aber man denkt nicht hinlänglich gediegene Dinge, welche die Einfachheit tragen könnten.» Das Bändchen ist ein Lesebuch für jeden, der die treffende Formulierung einer geistigen und moralischen Erfahrung noch zu genießen vermag.

Auch *Richard Benz* gliedert sein Lesebuch aus Schriften, Briefen, Tagebüchern der *Romantik* in Sachgruppen, welche nahezu die gesamte «Lebenswelt der Romantik» — so hieß der Titel der früheren Ausgabe — umfassen [12]). Der Verlag verspricht nicht zu viel, wenn er auch dem Kenner Überraschungen verheißt. Denn Benz, an dessen schönen, in der Juninummer 1941 dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz «Der Anteil der Schweiz an der Romantik» bei dieser Gelegenheit erinnert sei, gehört zu den hellhörigsten Lesern und Sammlern unserer Literatur- und Geistesgeschichte. Auch wer seinen Wertungen, die selbst von romantischem Denken beseelt sind, nicht vorbehaltlos zustimmen kann, wird sich stets an seiner unakademischen Spürkunst, an dem Blick für das Charakteristische, an der proportionierten Darstellung des Wesentlichen freuen. Seine ausführliche Einleitung zu dem vorliegenden Band vergegenwärtigt eine Welt, der ein unvorgebildeter moderner Leser doch schon fremd gegenübersteht. Die Zeugnisse selbst sind aus 26 Schriftstellern gewählt (nur die intellektuelle Komponente der Romantik kommt etwas zu kurz), unter denen auch die Maler nicht fehlen und die «Überwelt der Töne» als integrierender Bestandteil der Bewegung beschworen wird, so daß «Vielfältigkeit und... Reichtum in Entstehung, Wachstum und Ausbreitung der Romantik» — daß jenes «Unendliche an Anregung» sinnfällig wird, welches wir der Romantik noch immer danken.

Einen «romantique défroqué» nannte ein geistreicher Franzose auch Heinrich Heine, der in Benz' Auswahl fehlt: Er schien ihm wohl zu bewußt, zu wenig der romantischen «Lebenswelt» zugehörig. In der Tat stand er zwischen den Zeiten und nahm, wie *Fritz Strich* es im einleitenden Essay seiner Auswahl aus *Heines Gedichten* scharf formuliert, die undankbare Bestimmung der Entzauberung der Romantik auf sich [13]). Dennoch wurzelte er in der Romantik; er forderte von der Kunst, sie solle «sich selber letzter Zweck» sein — und schrieb doch Tendenzliteratur. Zwei Seelen und mehr wohnten in seiner Brust, und es war dringend nötig, ihr Widerspiel endlich einmal unbefangen darzustellen. Das hat Strich meisterhaft geleistet. Auch die Auswahl entspricht jedem Wunsche. Sie stützt sich auf die «drei Säulen» von Heines Ruhm, das «Buch der Lieder», die «Neuen Gedichte», den «Romanzero», und bezieht die spätere und nachgelassene Lyrik sowie das kleine Versepos «Bimini» ein. Hier ist in einem auch äußerlich des Gedenkjahres würdigen Bande das Wesentliche von Heines Lyrik beisammen. Möchte es endlich auch in der Heimat des Dichters gelesen — und verstanden werden.

Horst Rüdiger

---

[1]) A. Francke AG. Verlag, Bern 1949—1956, Band I—III. Der abschließende Band IV soll in Kürze folgen. [2]) Walter de Gruyter & Co., Berlin 1955—1956, Band I, Lieferung 1—3: Abenteuerroman-Drama. Geplant sind drei Bände. [3]) Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1955. [4]) Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1954. [5]) Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1954, 1955. [6]) Verlag Herder, Freiburg/Br. 1954. [7]) Franz Steiner Verlag GmbH., Wiesbaden 1954. [8]) Helmut Küpper vormals Georg Bondi, München und Düsseldorf 1954. [9]) Otto Müller Verlag, Salzburg, seit 1954. [10]) 1955. [11]) Werner Claßen Verlag, 1955. [12]) Nymphenburger Verlagshandlung, München 1955. [13]) Büchergilde Gutenberg, Zürich 1955.

Zeichen für die heutige lebendige Konzertpraxis und für das Bedürfnis der Konzert- und Opernbesucher, sich mit dem Kunstwerk aktiv auseinanderzusetzen, sind die in den letzten Jahren erschienenen

Nachschlagewerke

Das nunmehr in vierter Auflage vorliegende *Musik-ABC* von *Erwin Schwarz-Reiflingen* stellt eine Verbindung von Musiklexikon und Konzertführer dar, indem auch bekannte Opern, Operetten, Sinfonien usw. kurz kommentiert werden[1]). Des weitern bietet das Buch Exkurse über Harmonielehre, Formenlehre (hier allerdings in konservativer Verengung auf die Klassik), Oper, Operette, Musikgeschichte (mit Zeittafel), über das Radio sowie das Musikleben verschiedener Großstädte. Unter den Kleinlexika darf sich dieses Buch zweifellos sehen lassen. Seine Ausführungen über schweizerische Musik befriedigen allerdings nicht: Martin fehlt in der betreffenden Übersicht, und Willy Burkhard, der zwar unter seinem Namen richtig aufgeführt ist, erscheint hier als Wilhelm Burckhardt!

Als gutes Vademekum für Konzertbesucher darf *Knaurs Konzertführer* von *Gerhart von Westerman* bezeichnet werden[2]). Von Bach und Händel bis zu Pfitzner sind die wichtigen Komponisten mit zum Teil sehr eingehenden Einzeldarstellungen vertreten, während für Frankreich nach Berlioz, für Italien, Rußland und für die neue Musik die Form von Gesamtübersichten gewählt wurde. Vorzüglich sind die Abrisse über Formenlehre, Konzertleben und Orchesterinstrumente; die Werkanalyse hätte man sich da und dort noch etwas eingehender gewünscht. Im ganzen zeichnet sich das Buch durch eine objektive, maßvolle, dem Seelischen und Geistigen zugetane Haltung aus — Furtwängler hat ihm nicht umsonst ein Geleitwort gewidmet.

Denselben Grundtyp weist die Veröffentlichung *Das Konzert* von *Rudolf Bauer* auf[3]). Der Verfasser hat jedoch, abgesehen von einem abrundenden Schlußkapitel, auf Gesamtdarstellungen verzichtet und die Monographien der Komponisten vermehrt, so daß auch die Komponisten neuer Musik gebührend hervortreten. Durch seine umfassende Würdigung der Hauptmeister einer Epoche hat Bauer das Buch zudem zu einer Musikgeschichte ausgestaltet; zahlreiche Notenbeispiele sowie zweckmäßig angelegte Register und eine musiktheoretische Einführung erhöhen den Gebrauchswert der empfehlenswerten Veröffentlichung.

Das *Taschenbuch der Oper* von *Rudolf Kloiber* ist eine restlos erfreuliche Sache[4])! 122 Repertoire-Opern werden in der Weise aufgeführt, daß die genaue Besetzung (vokal und instrumental), die Schauplätze, die Gliederung im großen, die Handlung, die stilistische Stellung, das Libretto und das Historische jedes Werks knapp und zweckdienlich besprochen werden. Dazu kommen lesenswerte Ausführungen über Besetzungsfragen und Operngeschichte sowie einige Verzeichnisse. Mit diesem Buch ist sowohl dem Fachmann, der etwas nachschlagen möchte, wie auch dem Laien, dem an einer verständlichen und zuverlässigen Orientierung auf dem Gebiet der Oper gelegen ist, auf das beste gedient.

Wer über ein Instrument Auskunft wünscht, sei auf das *Handbuch der Instrumentenkunde* von *Erich Valentin* hingewiesen[5]). Nach einer kurz gefaßten Geschichte der Musikinstrumente werden die Instrumente einzeln besprochen, wobei weder mittelalterliche noch elektronische Typen vergessen sind, und die Gesichtspunkte Geschichte, Bau, Tonumfang, Stimmung, Verwendung und Literatur zum betreffenden Instrument behandelt werden. Nur die Zeichnungen dürften teilweise etwas besser sein, vor allem im Kapitel «Orgel».

Vom gleichen Verfasser ist unter dem Titel *Von deutscher Musik* ein «Hausbuch der deutschen Musikgeschichte» erschienen[6]). So etwa sollte an einem Gymnasium Musikgeschichte erteilt werden: Mit schwungvoller Formulierung die wesentlichen Strömungen und Namen herausstellend und stets das Ganze der Zeit und der Kultur im Auge behaltend. Leider werden Nägeli oder Burkhard im Text nicnt als Schweizer bezeichnet. Der Bilderteil wirkt erlesen, und das kleine Lexikon über Komponisten und musikalische Sachbegriffe zieht man gerne zu Rate.

Mangelnder Kenntnis der schweizerischen Musik im Ausland dürfte nun eine Publikation des Schweizerischen Tonkünstlervereins — *40 Schweizer Komponisten der Gegenwart* — abhelfen[7]). Kurzbeiträge, deutsch und französisch redigiert und von Peter Mieg, Henri Gagnebin,

Hans Ehinger, Hermann Leeb und Samuel Baud-Bovy bearbeitet, orientieren über das Leben, das Schaffen und die wichtigsten Werke von vierzig Schweizer Komponisten, wobei auch die Hinweise auf Schallplatten nicht fehlen.

Zum Mozartjahr

Einer der liebwertesten Beiträge zum Mozartjahr 1956 stammt aus der Feder von *Karl Barth*[8]). Seine in einer Broschüre vereinigten Äußerungen über Mozart — allen voran die Basler Gedenkrede — sind geistreich, sagen Wesentliches aus und verstrahlen einen geradezu mozartischen Humor.

Géza Rech, Leiter der wissenschaftlichen Abteilung des Mozarteums in Salzburg, hat für den Zyklus «Lebenswege in Bildern» einen *Mozartband* bearbeitet[9]). Wie anregend dieses Buch ist, geht schon daraus hervor, daß auch Personen aus Mozarts Umwelt (Verwandte, Freunde, Zeitgenossen, mit denen Mozart in Berührung kam) reichlich berücksichtigt wurden. Es sei hier an die in dieser Zeitschrift publizierte Besprechung der Aufführung von «La finta semplice» in Salzburg vom gleichen Autor erinnert (März 1956).

Unerschöpflich ist das Thema «Oper bei Mozart». Eine Monographie von *Aloys Greither* über *die sieben großen Opern Mozarts* (vom Idomeneo bis zur Zauberflöte) stellt die Libretti und ihr Verhältnis zur Musik in den Vordergrund[10]). Daß diese Problemstellung fruchtbar war, zeigt manche neuartige Deutung und Wertung Greithers.

Mozart war Freimaurer. Eine kleine Studie von *Paul Nettl* gibt Aufschluß über Mozarts Verbindung mit dem Orden, bespricht die freimaurerischen Kompositionen und erhellt die freimaurerische Grundlage der «Zauberflöte»[11]. Ausgezeichnet ist das Kapitel «Mozart als Mensch».

Auch ein *Mozart-Brevier* von *Walter Deppisch* folgt in der Anlage und in der geistigen Schau freimaurerischen Idealen[12]). Es umfaßt vier Originalbeiträge und ausgewählte Abschnitte aus der neueren Mozartliteratur.

Biographien

Auf den neuesten Stand der Forschung gebracht, steht das *Brahms*-Buch von *Karl Geiringer* erneut als beispielhafte Biographie im Vordergrund[13]). Quellenkenntnis, feinfühlige Deutung von Werk und Persönlichkeit sowie ein flüssiger Stil verbinden sich zu einer Darstellung, in die man sich gerne vertieft.

Die erste *Burkhard*-Würdigung nach dem jähen Hinschied des Komponisten verdanken wir *Hans Zurlinden*[14]). Ohne eine groß angelegte Monographie vorweg nehmen zu wollen, umfaßt der kleine Band Erinnerungen, einen biographischen Abriß, ein Werkverzeichnis, eine liebevolle Würdigung von Burkhards Schaffen und einen Überblick über die Aufnahme von Burkhards Musik in der Öffentlichkeit. Daß eine Freundeshand die Feder geführt hat, gibt der Darstellung Zurlindens Wärme, Persönlichkeit und den Reiz des Authentischen.

Die Atlantis-Bücherei enthält nun auch einen Band über *Carl Orff*, den bedeutenden Komponisten und Anreger auf den Gebieten der Oper und der Schulmusik[15]). Der Wiener Musikschriftsteller *Andreas Ließ* beleuchtet vor allem die geistigen Grundlagen von Orffs Kunst, ist doch Orff ein «Ideenmusiker», der aus dem Erleben des Elementaren die für sein Schaffen gültigen Prinzipien gewinnt. Daß das eigentlich Biographische nur gestreift wird, geht auf einen dringenden Wunsch des Komponisten zurück. Die Werkeinführungen von Ließ weiten sich zwar nicht zu gründlichen Analysen aus, verschaffen jedoch einen willkommenen Überblick über die Handlung und über den Charakter der jeweiligen Musik.

Das *Schubert*-Buch des in Solothurn geborenen und in Bern als Musikreferent tätigen *Fritz Hug* füllt insofern eine Lücke aus, als es bisher an einer im besten Sinne populären und doch fachlich einwandfreien Monographie über Schubert gefehlt hatte[16]). Leben und Werk werden als Einheit gesehen, wobei sowohl Biographisches wie Musikalisches mit der gleichen Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt sind. Musterhaft ist der über hundert Seiten zählende Anhang: Man findet hier eine Aufstellung von Lebens- und Werkdaten, je ein Werkverzeichnis nach Gattungen und nach Opuszahlen, ein Sach- und ein Personenregister, kurz, alle die Angaben, die man oft nötig hat und in anderen Biographien häufig vermißt.

Marcel Brion hat sich nach seinem Mozartbuch *Schumann* zugewandt[17]). Überraschte schon im Mozartbuch seine Einfühlung in die Welt des Komponisten und in diejenige der deutschen Musik überhaupt, so tritt dieser Grundzug im Schumannbuch noch gesteigert in Erscheinung. Es ist eines der schönsten Schu-

mannbücher, die wir kennen. Nicht allein die Schönheit der Sprache berechtigt uns zu diesem Urteil, sondern vor allem die Art, wie der französische Dichter Schumann und sein Werk aus fundierter geistesgeschichtlicher Schau heraus begreift und darstellt. Schon um des ersten Kapitels willen, einer von liebevollem Verstehen geleiteten Analyse der deutschen Romantik, verdient das Buch gelesen zu werden.

In die Form eines Romans hat *Fritz Grüninger* seine Darstellung des Lebens von *Carl Maria von Weber* gekleidet[18]). So gern man ihm dabei folgt, muß doch gesagt werden, daß eine allseitig befriedigende, insbesondere auch die Werke gründlich einbeziehende Weber-Biographie noch zu schreiben ist.

Essays

Der Pan-Verlag hat es sich zur Aufgabe gesetzt, das musikschriftstellerische Werk von *Alfred Einstein* zu veröffentlichen und es, soweit Einstein sich der englischen Sprache bedient hat, dem deutschsprechenden Leser nahe zu bringen. Als neueste Publikation legt er 31 Essays vor[19]). Der Titel *Von Schütz bis Hindemith* zeigt den Rahmen an, innerhalb dessen sich die Beiträge bewegen. Wer die geistreichen Fragestellungen Einsteins und seine geschliffene Darstellung kennt, weiß, daß seiner gerade in diesem Buch viel geistiges Vergnügen wartet.

Unter der Überschrift *Kunst und Ethos, Deutungen und Zeitkritik* sind kunstphilosophische Studien von *Wilhelm Waldstein* (Wien) erschienen[20]). Sie betreffen zum großen Teil musikalische Probleme; Waldstein behandelt die Einstellung zu großen Komponisten, spricht über neue Musik oder über Fragen der Musikerziehung und der Musikkritik. Er sucht durch Vergleiche objektive Maßstäbe zu gewinnen und nimmt in künstlerischen Fragen eine Mittelstellung ein.

Im Buch *Zeitgemäße europäische Betrachtungen* von *Hans Zurlinden*, finden sich drei Beiträge über Musik, die Beachtung verdienen: Ein Bericht über einen Sonntag bei Richard Strauß, eine tiefgehende Würdigung von Bachs «Kunst der Fuge» und ihrer Wiederentdeckung durch Graeser sowie ein Beitrag über «Musikalische Inspiration», der eine Klärung des Begriffs «Inspiration» auf Grund zahlreicher Äußerungen von Komponisten und Musikschriftstellern vermittelt[21]). Daß die Musik die europäischste Kunst ist und uns von daher weittragende kulturelle Verpflichtungen erwachsen, wird einem beim Lesen dieser Abschnitte besonders eindrücklich. *Edwin Nievergelt*

---

[1]) Erwin Schwarz-Reiflingen: Musik-ABC, Universallexikon für Musikfreunde und Rundfunkhörer. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart. 4. Aufl. 1954. [2]) Gerhart von Westerman: Knaurs Konzertführer. Th. Knaur Nachf. Verlag, München. 4. Aufl. 1951. [3]) Rudolf Bauer: Das Konzert. Lebendige Orchestermusik bis zur Gegenwart. Safari-Verlag, Berlin 1955. [4]) Rudolf Kloiber: Taschenbuch der Oper. Gustav Bosse Verlag, Regensburg. 2. Aufl. (1952). [5]) Erich Valentin: Handbuch der Instrumentenkunde. Gustav Bosse Verlag, Regensburg 1954. [6]) Erich Valentin: Von deutscher Musik. Ein Hausbuch der deutschen Musikgeschichte. Gustav Bosse Verlag, Regensburg 1954. [7]) 40 Schweizer Komponisten der Gegenwart. Hg. vom Schweiz. Tonkünstlerverein. Bodensee-Verlag, Amriswil 1956. [8]) Karl Barth: Wolfgang Amadeus Mozart, 1756/1956. Evangelischer Verlag AG., Zollikon 1956. [9]) Géza Rech: Wolfgang Amadeus Mozart (Lebenswege in Bildern). Deutscher Kunstverlag. [10]) Aloys Greither: Die sieben großen Opern Mozarts. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1956. [11]) Paul Nettl: W. A. Mozart als Freimaurer und Mensch. Akazienverlag, Hamburg 1956. [12]) Walter Deppisch: Ein Mozart-Brevier. Akazienverlag Alfred Buß, Hamburg 1956. [13]) Karl Geiringer: Brahms, sein Leben und Schaffen. Pan-Verlag, Zürich/Stuttgart. 2. Aufl. 1955. [14]) Hans Zurlinden: Willy Burkhard. Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich/Stuttgart 1956. [15]) Andreas Ließ: Carl Orff. Atlantis-Musikbücherei, Zürich 1955. [16]) Fritz Hug: Franz Schubert. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1955. [17]) Marcel Brion: Robert Schumann und die Welt der Romantik. Deutsche Übersetzung von Hans Kühner. Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zch./Stuttgart 1955. (Originalausgabe: «Robert Schumann et l'âme romantique», Ed. Albin Michel, Paris.) [18]) Fritz Grüninger: Carl Maria von Weber. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1954. [19]) Alfred Einstein: Von Schütz bis Hindemith. Essays über Musik und Musiker. Pan-Verlag, Zürich/Stuttgart 1957. [20]) Wilhelm Waldstein: Kunst und Ethos, Deutungen und Zeitkritik. Otto Müller Verlag, Salzburg 1954. [21]) Hans Zurlinden: Zeitgemäße europäische Betrachtungen. Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zch./Stuttgart 1954.